


Nr. 153. Bromberg, den 5. Juli 1936

# Rettet Wien!

**Roman aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683**
**von**
**Rudolph Stratz.**



(6. Fortsetzung.) 

Der Höfling, der ihn hineingeleitet, trug den vielbeneideten blauen, rotgefütterten Rock der auserwählten Sechzig, die jederzeit um den König weilen durften.

„Verzieht hier, wenn es beliebt, bis der Herzog Philippus von Vendôme, an den Euer Empfehlungsschreiben lautet, das Schloß betritt! Ich werde Euch dann gleich dem Herrn Malteserprior der französischen Zunge melden!“ sprach er geschäftig und eilte davon. Adrian von Rimburg blieb und sah, wie der Sonnenkönig mit den Fingern ein Stück Fasan nach dem andern von der Schüssel nahm, — nicht ohne die weiten Spitzenstulpen seiner Ärmel einzutauchen — es in den Händen hielt und die Keule benagte. Ein Rebhuhn erschien auf der Tafel. Ein großer Teller mit Salat. Ein Hammelwürzfleisch. Ludwig der Vierzehnte ließ von allem nichts übrig. Ehrfurchtsvolle Blicke der Zuschauer verfolgten in der tiefen Stille des Saals die vielen Gänge. Die Wohlgerüche unzähliger Essenzen brüteten über dem Diamantengeglitzer der Herzöge und Herzoginnen, Markgrafen und Markgräfinnen, großen Herren und ihrer Gemahlinnen. Aber durch die dicken Parfümwolken schlug doch zuweilen ein moderiger und übler Hauch ihrer seit den Kinderjahren nie gewaschenen Körper, deren gepuderte und geschminkte Gesichter überhaupt nicht, die Hände höchstens alle Woche einmal mit einem Finkennäpfchen Wasser in Berührung kamen.

Die Marschkolonne der adeligen Speisenträger hatte jetzt Ludwig dem Vierzehnten zwei große Scheiben Schinken herangebracht. Der Herrscher verzehrte auch sie und sah sich nach einer Ragout-Schüssel um. Eben, als die Kadetten mit Obst und Konfitüren liefen, drängte sich der Höfling im rot gefütterten Ehrenkleid durch die Dünste von Rosenöl und ungepflegter Haut der Hofgesellschaft und flüsterte Adrian von Rimburg zu:

„Die leidigen Hugenottenhändel halten den Herrn Prior von Vendôme in Paris zurück! Es kann einige Stunden währen, bis Seine Gnaden hier einpassieren! Vielleicht lustwandelt Ihr inzwischen in den Gärten!“

— — — — — — — — — — — — — —

Unermeßlich erstreckten sich die Zieranlagen von Versailles mit ihren Taxushecken und Terrassen, Grotten und Teichen, steinernen Göttern und silbernen Springbrunnensäulen vor den Augen des Ritters vom Rhein, winzig wie Kinderspielzeug erschienen ihm dagegen in der Erinnerung alle die sklavischen Nachahmungen des Parks von Versailles, die er an fast jedem deutschen Fürstenhof gesehen, und zugleich wie ein Sinnbild der Macht des vierzehnten Ludwig über die Seele so vieler deutscher Großen.

„Hier wohnt die Macht!“ schrien die Quadern des ungeheuren, im Vorjahr fertiggestellten Prunkschlosses von Versailles, das in seiner steinernen Majestät seinem Erbauer, dem Allerchristlichsten König, glich. Die Macht des einen Sonnenkönigs gegenüber dem Rattenkönig von viertausend Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsständen, Reichsstädten, Reichsrittern jenseits des Rheins.

„Die Macht der Waffen! Der gallischen Waffen!“ — blitzte es von den langen Stoßdegenscheiden, flatterte es von den Schlapphutfedern der Edelleute der königlichen Haustruppen an den Portalen des Palastes. Und diese Handvoll Adelskompanien war nur ein Gleichnis für die zahllosen Kriegsvölker Ludwigs des Vierzehnten in den Niederlanden und am Rhein. Es gab zur Zeit in Europa nur noch eine zweite ähnliche Welt in Waffen — ging es Adrian von Rimburg durch den Kopf — das Aufgebot dreier Erdteile des Islam wider Wien. Wenn der eine Heerbann von Westen, der andere von Osten den Kaiser bedrohte, dann wehe Wien! Dann war Wien verloren! — Das sah ein Kriegsmann wie Adrian von Rimburg — und mit ihm das Heilige Römische Reich! . . . Helft Wien! Rettet Wien, das Bollwerk der Christenheit! Eine leidenschaftliche Ungeduld wetterleuchtete auf den gebräunten Zügen des Maltesers, während er in dem Waffenhof vor dem Schloß zwischen den Marstallgebäuden auf und ab ging: Ich muß bei dem König von Frankreich Gehör finden, ehe die Sendboten des Sultans den Empfangssaal betreten.

— — — — — — — — — — — — — —

Unwillkürlich mußte er in seiner Erregung über einen Geck lächeln, der inmitten einer Gruppe adeliger Stutzer von Versailles stand. Der kümmerliche Mensch trug Perlenringe in den Ohren, diamantenbesetzte Armbänder, schwarze Schönheitspflästerchen auf der Stirne. Sein flohbraunes Jäckchen war so kurz, daß sich darunter drei Handbreit sichtbar das rosa Spitzenhemd bauschte. Es schien so, als seien ihm die Hosen gerutscht. Aber er hatte gar keine Beinkleider an, sondern einen „Rheingraf“ — einen himmelblauen, weitschlotternden Hosenrock in Form eines Weiberkleides, der bis zu den Knien reichte, und dazu über den Schultern einen ärmellosen feuerfarbenen Mantel.

Der Modenarr bemerkte den belustigten Blick des Ritters. Er trippelte auf hohen Absätzen, herausfordernd die Rechte am Goldgriff des Degenkreuzes, vor ihn hin.

„Mißfalle ich dem Herrn?“

„Ich kann nicht sagen, daß der Herr mir gefällt!“

„Dann schaue der Herr anderswohin!“

„Es mag gestattet sein, so viel Schneiderkunst zu bewundern!“

„. . . aber nicht unverschämt zu belächeln! Merke Er sich das!“

„Merke der Herr, daß er zu einem Edelmann spricht dem die Klinge locker sitzt!“

„Mir auch! Wird mir eine Entschuldigung nach Cavaliersbrauch zuteil?“

„Die erwarte ich von dem Herrn!“

„Also ein Gang auf Stoßrapiere, wenn's beliebt!“

Der deutsche Ritter zog aus dem Jackenfutter die kartoffelgroße, silberne Taschenuhr, deren dünne Goldkette sich

zweimal um seinen Hals schlang. Er blickte auf den kunstvoll ziselierten Zeiger und dann auf den schlaffen Laffen vor ihm und sagte trocken:

„Ich habe gerade noch Zeit den Herrn zu erledigen, wenn der Ort nicht zu weit von hier liegt!"

„Beliebt mir zu folgen!" rief einer aus der Gruppe der Cavaliere. Der ganze Trupp setzte sich um den rechten Flügel des Schlosses herum nach den Gärten zu in Marsch. Die Herren umher sahen ihm mit lässigem Interesse, die Damen mit sanfter Neugier nach. Das kam jeden Tag vor, daß sich ein paar Edelleute mit ihren Freunden zu einem Ehrenhandel seitwärts in die Büsche von Versailles schlugen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem „Grünen Teppich", einem letzten, von Zierhecken eingefaßten Rasenplatz zwischen Zopfpark und anstoßender Waldwildnis, entledigte sich Adrian von Rimburg, ebenso wie der Pfau vor ihm, seines Schultermantels, wickelte ihn in losen Falten als Stoßfang um den linken Arm und lüftete seine Klinge.

„Seien die Herren ohne Sorge um ihren Freund!" sprach er. „Ein Flohstich in den rechten Arm wird genügen!"

Er hatte eben noch Zeit, sich in Kampfstellung zu werfen. Durch die Spitzenkrause hart neben der Halsschlagader zischte ihm die feindliche Waffe, fuhr blitzschnell zurück, suchte in einem Wirbel von Finten das Herz des Deutschen. Wie der Teufel sprang ihn der Geck an. Das Gesicht des Weichlings lachte unheimlich verzerrt, um den Gegner zu verwirren. Sein blutroter Mantel flatterte. Stich um Stich zuckte in tödlicher Fechterkunst darunter hervor.

Und plötzlich sah im Tanz der Rapiere der Ritter von Rimburg in den Einöden der Auvergne sein vergiftetes Pferd alle viere von sich strecken, sah den Scharfrichter von Auxerre nach dem Schloß drüben reiten, sah auf dem Petersplatz in Rom den feierlichen Schwarzkünstler Caretto mit seinem Zweikampf auf Giftpillen. Und er begriff: dieser Handel hier ist ein neuer Anschlag Don Theopompos. Er hat mir, in der Maske eines Narren, die leckerste Klinge von Paris auf den Hals geschickt.

Die gefährlichsten ersten Augenblicke der Überraschung waren vorbei. Der Ritter Rimburg wußte jetzt, mit wem er es zu tun hatte. Er sprang federnd nach rechts und links, er drehte sich mit flatterndem Mantel, er streckte sich weit vor zum Ausfall, er wich behend zurück. Aber es gelang ihm immer nur, die Meisterstöße des andern abzufangen, nicht aber, dem roten Teufel drüben auch nur die Haut zu ritzen, der wie ein Wirbelwind in seinem weiten Hosenrock ihn umhüpfte, und schon fühlte er mählich seinen Arm erlahmen.

Zwei blanke Degen fuhren plötzlich von der Seite her in das Klirren der Klingen und trennten die beiden Kämpfer. Zwei Hofcavaliere standen da, und der eine sprach streng:

„Stecken die Herren die Waffen ein und lassen den Handel ruhen! Es ziemt sich nicht für die Augen unserer hohen Dame!"

„Wir hielten uns hier am Waldrand für ungestört!" sprach einer der Edelleute finster.

„. . . und doch gibt Ihre Hoheit auf ihren Spaziergängen dem freigewachsenen Wald den Vorzug vor den Alleen von Versailles! Sie befiehlt den Herren, Frieden zu halten und sich zu entfernen!"

Die Cavaliere blickten nach dem Fußpfad, der aus dem Dickicht herausführte. Der eine murmelte verbissen zwischen den Zähnen:

„Die Pfälzerin . . ."

„Wollen der Herr sich des gebührenden Titels der Frau Herzogin von Orleans, der Schwägerin unseres Allergnädigsten König Ludwigs des Vierzehnten, bedienen!"

„Sie ist doch die Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein!" sagte der Edelmann. Er und die andern zuckten die Achseln. Sie wandten sich nach der Richtung des Weges, beugten mit einer tiefen Reverenz des Oberkörpers das rechte Knie, lüfteten mit einem umständlichen Schwung die Federhüte fast bis zur Erde und schritten in steifer Grandezza davon.

Lieselotte von der Pfalz sah ihnen nach. Sie war eine junge Frau von einunddreißig Jahren in einem grauseidenen Morgenmantel, einen derben Spazierstock in der Hand. Ihr Antlitz war länglich und regelmäßig, mit einer langen, geraden Nase und still auffässig geschürzten Mundwinkeln. Das kleine Gefolge hielt sich ehrerbietig zehn Schritte hinter der Gemahlin Monsieurs, des Bruders des Königs. Nur eine junge Kammerdienerin stand zu ihrer Linken und hielt ein mächtiges, spitzenbesetztes Sonnendach über das Kopftuch der Heidelberger Prinzessin, unter dem zu beiden Seiten die reichen Ringellocken hervorquollen.

„Den Messieurs haben wir ihr Divertissement sauer eingetränkt, meine liebe Jungfer Gundel!" sprach Lieselotte von der Pfalz auf deutsch zu dem frischen, blonden Mädel im einfachen, blauen Rock und weißen Umhängemäntelchen, die zu ihrem klaren, hübschen Gesicht und ihren lustigen, blauen Augen paßten.

„Mir wär's recht, wann die Franzose — den König und Monsieur ausgenommen — sich gegenseitig ihre Bratspieß' durch den Leib renne täte", sagte die Jungfer Gundel, „statt daß sie uns unsern lieben Rhein verwüste!"

„Red nicht davon! Da kommt mir gleich das Flennen greulich an!" Lieselotte von der Pfalz betrachtete den Ritter auf der Wiese. „Guck mal den da an, Gundel! Der scheint mir kein Franzos'!"

„Ein abgedankter deutscher Hilfsritter von Malta!" flüsterte herantretend der eine Hofcavalier.

„Schad', daß er sellen Modeaff' nicht mehr auf deutsch hat zur Ader lasse könne!" Das runde Gesicht der Gundel mit der zierlichen Stupsnase war betrübt. Die Herzogin Lieselotte seufzte.

„Ich bin auch als noch gut deutsch und will alles gut deutsch herausbekennen!" sagte sie. „Aber man wird durch all die Leut' am Hof kreuzlahm wie ein alter Hund. Es kommt einem mählich schon Blei ins Quecksilber von früher . . ."

„Ach — wenn man an Heidelberg denke tut . . ."

„Da tut einem das Herz weh! Aber das sag' ich nur dir . . . Du bist nicht wie sonst die Kammerweiber! An dir hab' ich ein Seelenmensch! Warum steht der deutsche Herr alleweil noch da?"

„Der ist hir fremd! Der weiß nicht mehr, wie's zum Schloß retour geht!"

„Spring hin, Gundel, und weis' unsern Landsmann zurecht!"

*

Der Ritter von Rimburg hatte vorhin nicht weiter auf den Weg geachtet, als er sich raschen Schritts inmitten der welschen Cavaliere auf den Kampfplatz begab. Dort wollte er flinker, als man ein Paternoster betete, dafür sorgen, daß das Männchen im Hosenrock für die nächsten Wochen den rechten Arm in der Schlinge trug, und nach Erledigung dieses ritterlichen Handels mit den Edelleuten in heiterem Geplauder durch die Gärten nach dem Schloß zurückkehren. Jetzt war es gut, daß durch das Gewirr von Laubengängen, Teichen, Statuenreihen, Wasserkünsten, Heckenwänden die blonde, frische Gundel ihn führte. Der Mund stand der Jungfer der Herzogin Lieselotte nicht still. Sie schien Adrian von Rimburg mehr wie eine Vertraute als eine einfache Kammerdienerin ihrer Herrin.

„Ach — ich bin so froh, daß ich mal wieder unscheniert deutsch schwätze kann, Herr Ritter von Malta!" sagte sie, während sie leichtfüßig zu seiner Linken schritt. „Ich kann die Franzose in den Tod nicht leide!"

„Worin haben es die Cavaliere bei der Jungfer verfehlt?"

„Die treibe's wüst! Meine Frau Herzogin ist die einzige am Hof, denk' ich, die mit gutem Gewissen in den Beichtstuhl trete kann!"

„Da hat die Jungfer, die ja so hübsch ist, wenigstens ein gutes Vorbild."

„Elfebeinstäbche habe die hohe Dame in der Hand", fuhr die Gundel hitzig fort, „damit kratze se sich die Läus' am Kopf, um nicht die schöne Löckche durcheinanderzubringe! Seidespitze und Goldborte habe sie über und über, aber dazwischen krabbeln die Flöh'! Bei uns dahaim steht in jedem Handwerkerhaus am Samstag abend ein Schaff mit warmem Wasser. Aber gucket mal das riesige Schloß auf der Terrasse an, Herr Ritter! Glaubt Ihr, da gäb's eine Badewanne? Ich bin nur ein einfaches Bürgerkind! Aber mir graust's vor den feine Herre und Dame!"

„Ich wollte, ich hätte vorhin eine so scharfe Klinge geführt, wie jetzt die Jungfer eine scharfe Zunge!"

„Das hab' ich von der Frau Herzogin! Die nimmt kein Blatt vor den Mund! Wisse Sie: Wir sind bei Hof arg unbeliebt — die Madame Royale selber und wir alle, die zu ihr

holte! Manchmal hocke wir beisamme und heule, wann wir zugucke müsse, wie sie hier in Pracht und Herrlichkeit lebe, und unterdes brennt der Rhein lichterloh. Wann sie bloß nicht auch noch nach Heidelberg komme!"

„Stammt die Jungfer von dort?"

Die Gundel nickte.

„Mein Großvater ist jetzt noch Hofkellerschreiber im Heidelberger Schloß. Zu dem ist seinerzeit ein wandernder Wiener Küfergesell gekomme und hat meine Mutter geheiratet und ist viele Jahre gebliebe und hat beim Herrn Pfalzgrafen als Faßbinder geschafft. Und ich und andere Schloßkinder habe oft mit dem Prinzeßche Lieselott' gespielt, wenn sie auch fünf Jahr' älter war als ich!"

„Daher steht Sie bei der Frau Herzogin so in Gunst!"

„Solang, als ich auf dem Schloß war! Ich war schon ein halbgewachsenes Jüngferche, wie mein Vater mit uns nach Wien zurück ist, weil dort seine Eltern gestorbe ware. Seit hundert Jahren sind dort die Pernfuß bürgerliche Faßzieher an der Freiung. Das Zunftrecht hat mein Vater übernomme. Da habe wir in Wien gelebt. Vor einem Jahr hat die Frau Herzogin Lieselott' ein widerspenstiges Kammermensch weglage müsse. Da hat sie an mich gedacht und mich hierherkomme heiße!"

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der „Ober" und sein Monteur.

Kriegserinnerung von **E. K. Beltzig.**

Unsere Nachbarstaffel oben in Flandern war bayerisch. Vom Führer, dem fünfundzwanzigjährigen Oberleutnant, Pour le mérite-Flieger, bis zum letzten Monteur: Bayern.

Ich möchte den wirklichen Namen dieses tapferen Mannes nicht nennen, um nicht traurige Erinnerungen an sein tragisches Ende bei den wenigen Kameraden wachzurufen, die heil aus der flandrischen Hölle zurückkamen, denn diese Geschichte seiner Verwundung, die ich hier erzähle, hat, trotz aller Kriegstragik, eine humorige Note. Nennen wir ihn, wie es seine Soldaten taten, kurz den „Ober".

Er hielt mit allen enge Freundschaft, gleich, ob Offiziers- oder Mannschaftsflieger. Eine Freundschaft, wie sie nur junge, begeisterungsfähige Männer haben können, die Schulter an Schulter für die Heimat kämpfen.

Der „Ober" war einer der „Einzelgänger" in der Jagdfliegerei. Oft, wenn wir zehn Jagdflieger des Abschnitts uns mit dreißig bis vierzig Engländern über den ersten Linien herumschlugen, tauchte der kleine, zierliche „Ober" in seinem blau-weißen Fokker auf. Einem Raubvogel gleich, kreiste er hoch über uns, um überraschend auf den gefährlichsten der Gegner herabzustoßen. Er schaffte uns immer wieder Luft.

Seine Spezialität waren die Fesselballons, die „Späheraugen" der furchtbaren englischen Artillerie. Was nützte es dem Tommy, daß er jeden seiner Ballons mit einer Kette von Jagdfliegern umgab? Was halfen die bellenden, feurigen Granatenkulissen, von zwanzig Fliegerabwehrgeschützen ängstlich vor jeden Ballon gelegt! Der „Ober" holte jedesmal die aufgeblasene Wurst herunter.

Eines Morgens standen wieder vier englische Ballons weit hinten am Horizont, zwischen Ypern und dem Dickbuschsee, und lenkten ein vernichtendes Feuer auf unsere Infanteriestellungen. Sechs Minuten nach dem ersten telephonischen Hilferuf aus den Stellungen war der blau-weiße Fokker gestartet, nach weiteren drei Minuten zeigten die unzähligen Flakwölkchen am Himmel den Flugweg, den der „Ober" nahm, und nach insgesamt elf Minuten ging der erste Ballon am weitesten links in Flammen auf. Wie eine schwelende Brandfackel, eine schwarze Rauchsäule nach sich ziehend, stürzte das „Auge der englischen Artillerie" ab. In nervöser Hast wurden die drei anderen „Würste" eingezogen.

In Poperinghen, dem englischen Flugplatz, startete alles, was starten konnte, zur ersten Linie, um dem „Ober" den Rückflug zu sperren. Die britischen Jagdflieger, denen der Ballonschutz oblag, hingen wie ein Rachechor am Schwanz des blau-weißen Fokkers. Wir hatten von unserem Nachbarplatz den Angriff auf den Ballon mit klopfendem Herzen beobachtet. Jetzt galt es auch für uns zu handeln. Wir starteten und drückten mit aller Fahrt auf unseren bayerischen Kameraden zu. Nach schwerem Kampf über den englischen Linien — oft wurden wir bis in Baumhöhe auf die Gräben heruntergedrückt — gelang es unserem vereinten Maschinengewehrfeuer, den „Ober" von der englischen Meute loszubekommen.

Tief über die Gräben hinwegflitzend, rasten wir auf seinen Flugplatz zu. Der „Ober" landete sofort, mit Rückenwind, gleich neben einem Rübenfeld am Rande des Platzes. Ich sah, wie er auf seinem Sitz zusammensank. Sein Kopf fiel vor, auf den Tourenzähler. Verwundet! Mit letzter Energie hatte er seine Maschine zurückgeflogen. Sein erster Monteur, der riesengroße, bärenstarke Unteroffizier Xaver Huber, rannte herbei, trat mit dem Fuß die Leinwand an der Rumpfseite des Fokkers ein, um einen Halt zu haben, hob den zierlichen, halb ohnmächtigen „Ober" wie ein kleines Kind aus der Maschine und trug ihn auf seinen Riesenpratzen zum fahrbereiten Sanitätsauto.

Als ich zur Landung ansetzte, hörte ich den Unteroffizier Huber mit tränenerstickter Stimme schmeichelnd fragen: „Ober, hast ans kriagt? Wo hat's denn erwischt? Am Haxen?" Und dann, mit seinem Führer auf den Armen sich nach Ypern wendend, seine Stimme wuchs zum Orkan, donnernd: „Racha — Racha — Racha! Malefizsaudreckskerlen!"

Wir kletterten aus unseren Maschinen; das Sanitätsauto mit dem Verwundeten und seinen drei Monteuren verschwand auf der Straße nach Roselare.

Im Staffelauto jagten wir im Renntempo hinterher. Im Lazarett lag der „Ober" schon auf dem Operationstisch, als wir Flieger ankamen. Ein Hilfsarzt setzte ihm die Betäubungsmaske auf, ein anderer zerschnitt vorsichtig den Schuh, um die zerschossene Ferse freizulegen. In der Ecke breitete der Oberarzt seine Instrumente zur Operation aus.

Eine Mauer von Pflegern, Sanitätern und Rotkreuzschwestern drängte den alten Unteroffizier Xaver Huber mit seinen beiden Monteuren aus dem Raum. Über alle Köpfe der Drängenden hinweg aber rief der Huber zum Oberarzt, Rangunterschied und Anredeformen vergessend, mit beiden Riesenfäusten drohend: „Doktor, dös sag i: Verreckt der „Ober", alsdann, verreckst a!"

Drei Wochen später hatten die Bayern ihren „Ober" gesund wieder . . .

---

# Herm Wardbeter.

Kurzgeschichte von **Ernst Löns.**

Da war keiner im Dorfe, der ihn anders nannte als Herm Wardbeter, obzwar der Herr Pfarrer seiner Zeit mit steilen deutlichen Schriftzeichen im Kirchenbuche vermerkt hatte, daß dem Tagwerker Johannes Bruchhäuser und seiner Ehefrau Henriette geborenen Baumann durch Gottes Gnade ein Sohn geboren sei, der in der heiligen Taufe die Namen Hermann Georgius Christopherus erhielt. Da war auch keiner außer Herm im Dorfe und der ganzen Landschaft, dem zutiefst im Innern solch glückhaftes Lachen saß, selbst wenn ihn das ärgste Querwider plagte.

Das kam daher, weil Herm einen andern als den landläufigen Glauben hegte. Für ihn war der Herrgott nicht eigens dazu da, ihm und jedem einzelnen die geringen oder größeren Mißgeschehen und Garstigkeiten vom Halse zu halten. Damit hatten die Menschen selber fertig zu werden. Aber stur hielt Herm daran fest, daß der Herrgott die Menschen nicht so auf bloße Einfälle hin peinige, sondern daß alles seinen Sinn habe und der Herrgott schon beizeiten das richtige Ende finden würde.

Dabei hatte das, was man so gemeinhin Schicksal nennt, Herm nicht gerade einen besonders guten Rock angezogen. Denn als er eben in das vierte Jahr hineinwuchs, kam sein Vater beim Baumschlagen unter einem stürzenden Ast zu Tode. Und zwei Jahre später bekam seine Mutter bei der Frühjahrsarbeit die Kälte in die Lunge und stand davon nicht mehr auf. Herm kam von

Gemeinde wegen zu fremden Leuten. Herm gedieh trotz schmaler Kost, und wenn seine Sitzgelegenheit nach allzu emsiger Berücksichtigung durch seinen jeweiligen Erzieher auch wie das höllische Feuer brannte, so tröstete er sich mit dem Spruch: „Dat ward beter."

Diese Weisheit war die einzige Erbschaft, die ihm seine Mutter hatte hinterlassen können, aber sie hielt besser vor als ein Hosensack voll Silbertaler. Sein ganzes Leben lang konnte er von dem Kapital zehren, so reichlich er auch bei allen Gelegenheiten davon austeilte. Ob nun ein Viehsterben ins Dorf fiel oder der Hagel die Saat in den Grund walzte, ob der Acker vor Hitze barst oder in wochenlangen Regenfluten ersoff, wenn alle schier verzweifelten und meinten, schlimmer könne es nun wohl nicht mehr kommen, so war seine Rede: „Tschä, denn ward dat ja wohl beter!" Weil das denn auch immer so wurde, so half er mit seiner Redensart den Leuten auf die Beine.

Seine Soldatenzeit hatte er gerade hinter sich, da kriegten es Anno 1870 die Franzosen mal wieder in ihren tollen Kopf. Herm machte alles mit, und sein innerstes Lachen brachte ihn und seine Kameraden über viel Schlimmes hinweg. Da hatte er denn auch einmal aus dem Dorf ein Paket mit Liebesgaben bekommen, und in dem Brief, der dabei lag, hatte der Pastor geschrieben: „... und geht es auch hart zu, lieber Herm, immer den Kopf oben behalten." Da hat dann Herm auch mit vieler Mühe einen Brief an den Pastor zustande gebracht:

„Lieber Herr Pastor. Das Paket mit die vielen guten Sachen kam mir just zupaß. Sollt auch schön bedankt sein. Aber das mit immer den Kopp oben behalten, ist man beizeiten richtig, denn die Franzosen, die Deukers, schießen verflixt genau, da ist's schon richtiger mit'm Kopp unten. Aber ansonsten ward dat weder beter, und beizeiten sollen wir wohl den Hintern wieder aus'm Dreck kriegen. Ihnen dasselbe wünschend grüßt Ihnen Ihr lieber Herm Bruchhäuser genannt Wardbeter."

So ist denn Herm auch richtig heil aus dem Krieg ins Dorf zurückgekommen und gleich wieder zu dem Bauern in Dienst gegangen, bei dem er nach seiner Einsegnung angefangen hatte. Bald an die achtzig Jahre alt ist Herm auf dem Hofe geworden. Und dann ging's nicht mehr. Der Doktor meinte zwar, als Herm nicht mehr vom Bette aufkonnte: „Immer munter, Herm, vergessen Sie Ihr Wort nicht: Dat ward beter!"

„Tschä, Herr Doktor, dascha richtig", hatte Herm gesagt, „aber mit dem Sterben hat das nix nich zu tun. Da müssen wir alle mal durch, durch das dunkle Loch. Tschä, und dann werd dat ja wohl beter."

 **Bunte Chronik** 

**Schotten noch immer sparsam!**

Alle alten und neuen Witze über die Sparsamkeit der Schotten werden in den Schatten gestellt durch ein Stückchen, das sich unlängst ein biederer Schotte aus Glasgow leistete. Eines Tages erhielt der englische Schatzkanzler in einem einfachen Brief aus Glasgow eine Anzahl halbierter Pfundnoten. Man zählte nach — es waren fünfzehn Stück. Unschlüssig, was mit diesem entwerteten Geld werden sollte, wurde es zunächst gut aufgehoben. Wenige Tage später folgte ein zweiter Brief, der zur größten Überraschung die anderen Hälften der 15 Pfundnoten enthielt und zugleich die Erklärung dieser sonderbaren Sendung.

Der Absender war ein Schotte. Und er schrieb, daß er sich bei dem Geld um eine rückständige Steuerschuld handele, die er seinerzeit nicht bezahlt hätte. Jetzt wäre er zu Geld gekommen, nun schlüge ihm sein steuerliches Gewissen und er wollte als ehrlicher Mann noch nachträglich seine Schulden bezahlen. Die Sendung der Noten in zwei Hälften war eine reine Sparsamkeitsmaßnahme. Man darf in England kein Geld im einfachen Brief schicken. Der Mann aus Glasgow hätte die Scheine unter "Einschreiben" schicken müssen, das kostet 15 Cents. Praktisch wie er war, riß er die Scheine durch, denn halbiertes Geld ist kein Geld. Auf diese Weise kosteten die beiden Sendungen nur sechs Cents. Reine Ersparnis neun Cents. Es lebe der Schotte!

 **Lustige Ecke** 

**Ein kleiner Unterschied.**

Bei Senfgruber ist Besuch. Man sitzt gemütlich plaudernd zusammen. Zigaretten werden herumgereicht.

„Rauchst du auch schon?" fragt einer der Gäste den 12jährigen Senfgruber junior.

„Hm", meint der, „wenn ich eine kriege, rauch' ich eine."

Da schaut der alte Senfgruber seinen Sprößling an und sagt: „Wenn du eine rauchst, kriegst du eine."

*

**Wichtiger Grund.**

„Otto machte mir in der Konditorei eine Liebeserklärung, die ich zurückwies. Darauf stürzte er beleidigt davon. Ich habe ihn aber zurückgeholt!"

„So schnell änderte sich deine Gesinnung?"

„Nein, er hatte noch nicht bezahlt!"

*



„Ich habe darüber nachgedacht, ob ich meinen Hut nicht ein wenig niedriger umarbeiten sollte!"

*

**An der Sonne gebraten.**



„Ja, weißt du, Marie, ich habe die Streichhölzer vergessen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.